

Kai Meyer

# Seide und Schwert

**DAS WOLKENVOLK 1**

Piper München Zürich

*Entdecke die Welt der Piper Fantasy:*

 Piper-Fantasy.de

Ungekürzte Taschenbuchausgabe

Piper Verlag GmbH, München

Juli 2010

© 2006 Loewe Verlag GmbH, Bindlach

Umschlagkonzeption: semper smile, München

Umschlaggestaltung: Guter Punkt, München | [www.guter-punkt.de](http://www.guter-punkt.de)

Umschlagabbildung: Guo Jian

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany ISBN 978-3-492-26729-8



## DIE HOHEN LÜFTE

Niccolo stand am äußeren Rand einer Wolke und blickte hinab in die Tiefe. Der Erdboden lag zweitausend Meter unter ihm. Deutlich zeichneten sich die Schatten der Wolkeninsel ab, legten sich wie Tintenflecken über Wälder und Berge und die glitzernden Fäden der Flüsse.

Während er in den Abgrund schaute, fragte er sich zum tausendsten Mal, wie es wohl war, dort unten zu leben, auf festem Boden, auf Stein und Sand und Erde. Am Strand entlangzulaufen und auf Booten das Wasser zu befahren. Das musste ein aufregendes Leben sein, frei und ungezwungen. Gehen zu können, wohin man wollte. Kein Dasein zu führen wie in einem Gefängnis, so wie das seine hier oben auf den Wolken.

Das Volk der Hohen Lüfte bewohnte diese Wolkeninsel seit vielen Generationen. Vor über zweihundertfünfzig Jahren waren die Aetherpumpen zum ersten Mal in Gang gesetzt worden und verliehen den Wolken seither Festigkeit. Vom Boden aus sah niemand, dass Menschen hier oben lebten.

Niccolo tastete mit der Stiefelspitze einen weiteren Schritt nach vorn. Es war nicht leicht zu erkennen, wo die feste Wolkenmasse endete und die durchlässigen Dunstfetzen begannen, die sich immer wieder an den Rändern ansetzten. Die Insel wurde steuerlos vom Wind über die

Welt geweht und sammelte dabei unfreiwillig allerlei Wolkentreibgut ein, von dünnen Fasern bis hin zu gewaltigen Ballen, die sich verkeilten und manchmal tagelang haften blieben. Äußerlich unterschieden sie sich nicht von der festen Masse, auf der das Volk der Hohen Lüfte seine Häuser und Höfe errichtet hatte. Doch wer nicht acht gab, der konnte sich leicht über die unsichtbare Grenze zwischen stabilem Untergrund und nachgiebigem Dunst verirren. Immer wieder kam es zu tödlichen Unfällen, und Niccolo fragte sich, was wohl die Menschen am Boden dachten, wenn – ganz buchstäblich – aus heiterem Himmel ein Körper in ihre Mitte stürzte.

Sie werden es ihren Göttern in die Schuhe schieben, dachte er und erinnerte sich an die Lektionen seines Vaters. Sie glauben, dass es hier oben im Himmel allmächtige Wesen gibt, die ihr Schicksal bestimmen.

Dabei gibt es nur uns. Und den Aether.

Die Menschen der Hohen Lüfte hatte den Glauben an einen Gott längst aufgegeben. Nach ihrem Aufbruch vom Boden, vor einem Vierteljahrtausend, hatten sie die engen Ketten ihrer alten Religion zurückgelassen – und sich bereitwillig von einer neuen in Fesseln legen lassen. Aber was, wenn der allmächtige Zeitwind, zu dem die Priester in ihren Windmühlen beteten, niemals wehen würde?

*Rufen wir den Zeitwind herbei!*, wiederholten sie wieder und wieder in ihren Predigten, und das Volk der Hohen Lüfte verneigte sich und murmelte ergeben: *Der Zeitwind komme!*

Niccolo machte einen weiteren Schritt zum Rand hin. Als ihm bewusst wurde, wie nah er sich am Abgrund befand, sprang er hastig zurück. Der heilige Zeitwind moch-

te niemals kommen, aber eine gewöhnliche Windbö konnte ihn jederzeit erfassen und mit sich reißen.

So wie seinen Vater. Cesare Spini war dem Sog der Tiefe erlegen. Niccolo hatte aus der Ferne mitansehen müssen, wie sein Vater von einem Windstoß von der Wolke gehoben wurde. Cesare hatte den Verlauf der festen Kante in- und auswendig gekannt, besser als irgendeiner sonst auf dieser Seite der Wolkeninsel, doch nicht einmal das hatte ihn vor dem Absturz bewahrt.

Die Grübelelei darüber tat weh, und Niccolo versuchte, an etwas anderes zu denken. Aber alles hier erinnerte ihn an seinen Vater. Ihr Haus, zweihundert Meter wolkeneinwärts, war wie ein Schrein, in dem all das Wissen Cesares auf Tausenden von Seiten niedergeschrieben stand. Das war Niccolos liebste Erinnerung an seinen Vater: tief gebeugt über eines der vielen Bücher, die er gegen das ausdrückliche Verbot des Herzogs von den Geheimen Händlern gekauft hatte.

Cesare war wissbegierig gewesen, ein nimmersatter Leser, Forscher und kluger Denker. Er hatte sich bemüht, so viel wie möglich davon an seinen Sohn weiterzugeben, aber Niccolo hatte früh erkannt, dass er Cesare nicht das Wasser reichen konnte. Er lernte viel, weit mehr als die anderen Kinder und Jugendlichen auf der Wolkeninsel, aber er tat es nur, solange es ihm keine Mühe machte. Die Sprachen des Erdbodens waren sein Steckenpferd, er hatte sie beinahe wie von selbst erlernt, allein durch die Gespräche mit seinem Vater. Und geredet hatten sie viel, Stunde um Stunde, Tag um Tag, in dieser oder jener Sprache.

Er hat sich gewünscht, dass ich ein Gelehrter werde wie

er, dachte Niccolo niedergeschlagen. Aber das wäre ich niemals geworden, selbst dann nicht, wenn der Wind und der Abgrund ihn mir nicht weggenommen hätten.

Die Bö hatte Cesare vor über einem Jahr in die Tiefe gerissen. Seither lebte Niccolo allein in einem Haus voller Bücher, einer Höhle aus Erinnerungen. Er kümmerte sich um die beiden Kühe und die Schweine, und wenn es sich gar nicht vermeiden ließ, tauschte er auf dem Markt Milch und Käse gegen Eier. Hier draußen, so nah am Rand, konnte man keine Hühner halten. Die Gefahr, dass ein Wind sie erfasste und davonriss, war zu groß. Deshalb lagen die großen Höfe, wie überhaupt die meisten Häuser, im Inneren der Wolkeninsel, über zwei Kilometer vom Rand entfernt.

Das fliegende Eiland selbst war gewaltig, ein Gebirge aus Wolkentürmen und einem tiefen Tal in der Mitte. Der Wind wehte es willkürlich über die Länder des Bodens hinweg. Das Volk der Hohen Lüfte hatte sich weitab vom gefährlichen Rand angesiedelt, trieb Ackerbau in Mulden, in denen Erdreich aufgeschüttet worden war, lebte von Viehzucht und der Jagd auf Vögel.

Es war ein einfaches Leben, ein Dasein voller Entbehrungen. Cesare hatte sich damit nicht abfinden wollen und darin war Niccolo ihm ähnlich. Er träumte von der Weite des Erdbodens, von den Ländern, die in Cesares Büchern beschrieben wurden, von fremden Kulturen, fantastischen Landschaften. Und von Bäumen, die es auf der Wolkeninsel nicht gab.

Niccolo warf einen letzten Blick in die Tiefe, die seinen Vater getötet hatte und von der er sich doch nur widerwillig lösen konnte. Langsam ging er zurück zum Haus.

Dort fütterte er die Schweine, streichelte ihr borstiges Fell und sprach mit ihnen wie mit Freunden; sie waren die einzigen, die er hatte.

Am Nachmittag schulterte er seine Armbrust, hängte sich eine Rolle Seil an den Gürtel und machte sich an den Aufstieg auf den höchsten der fünf Wolkenberge, die das Tal im Zentrum der Insel umgaben. Die Heimat des Wolkenvolks hatte Ähnlichkeit mit einer schalenförmig geöffneten Hand, mehrere Kilometer im Durchmesser. Der höchste der fünf Berge erhob sich – gemessen vom tiefsten Punkt des Tals aus – gute achthundert Meter hoch, ein Koloss aus aufgebauchten Wolken, seit zweihundertfünfzig Jahren zu dieser Form erstarrt wie gepresster Schnee.

Wenige vom Volk der Hohen Lüfte gingen dort hinauf. Die meisten gaben sich mit der Jagd an den Wolkenhängen eines niedrigeren Berges zufrieden. Auch Niccolo hätte sich die Mühe des Aufstiegs ersparen können, denn Vogelschwärme gab es an jedem Ort der Insel im Überfluss. Trotzdem kletterte er gerne auf dem Berg herum, hingelte sich von einem Dunstvorsprung zum nächsten und betrachtete ehrfürchtig die Aetherpumpen, die sich auf den Gipfeln und Graten des Wolkengebirges erhoben wie schwarze, drohende Zeigefinger.

Er brauchte beinahe drei Stunden, ehe er auf der Bergkuppe ankam. Was er dort sah, überraschte ihn.

Er war nicht allein hier oben.

Mehrere Gestalten hatten sich zwischen dem halben Dutzend Pumpen versammelt, die von hier aus den Aether aus den höher gelegenen Himmelsregionen herabsaugten. Die rätselhafte Substanz, über die kaum jemand

mehr wusste als den Namen, verlieh der Wolkeninsel Festigkeit und Flugkraft. Sie war die Lebensgrundlage des Volks der Hohen Lüfte, das Fundament ihrer abgeschiedenen Existenz hier oben am Himmel.

Niccolo ging hinter einer Wolkenwehe in Deckung und hängte die Armbrust über seine Schulter. Er hatte vier Tauben geschossen, die leblos an seinem Gürtel baumelten. Weil er es nicht übers Herz brachte, eines der Schweine zu schlachten, war er auf das magere Fleisch der Vögel angewiesen. Er würde sie später braten und essen, während er in einem Buch seines Vaters las. Auf der Wolkeninsel war das Lesen verboten, da die Zeitwindpriester seit jeher jegliche Form von Überlieferung und Wissen unterdrückten. Der Besitz von Büchern wurde mit Ausschluss aus der Gemeinschaft geahndet. Deshalb hatten Cesare und Niccolo ihr kleines Haus so weit draußen am äußeren Rand errichtet. Sie hatten es nie bereut. Sollten die anderen an ihrer Dummheit ersticken, vor allem Herzog Jacopo de Medici, das Oberhaupt des Wolkenvolks, und seine verzogene Tochter Alessia.

Die Menschen am Fuß der Aetherpumpen liefen aufgeregt hin und her, versammelten sich im Pulk und debattierten heftig, um dann erneut die Pumpen in Augenschein zu nehmen, so, als wüsste einer von ihnen tatsächlich noch, wie die Technik im Inneren der schwarzen Türme funktionierte. Cesare hatte oft darüber gelacht, dass sie alle von etwas am Leben erhalten wurden, das sie nicht mehr verstanden. Vielleicht hatte die allererste Generation des Wolkenvolkes noch gewusst, auf welche Weise die Pumpen den Aether aus der Unendlichkeit zapften. Heute war das längst in Vergessenheit geraten. Kein Wunder,

solange die Zeitwindpriester das Lesen und Schreiben unterdrückten, solange Bücher verboten und Gelehrte geächtet wurden.

Der Große Leonardo, der legendäre Erbauer der Aetherpumpen, hätte sich wohl dreimal überlegt, ob er die reichen Gaben der Medici für seine Forschungen angenommen hätte, wäre ihm bewusst gewesen, welche Zukunft dem Wolkenvolk bevorstand. Nichts hatte sich weiterentwickelt in zweihundertfünfzig Jahren, kein Fortschritt, kein neu erlangtes Wissen.

*Erst der Zeitwind wird Veränderung bringen*, predigten die Priester in ihren Windmühlen. Veränderung von Menschenhand war in den Hohen Lüften so unerwünscht wie freier Wille und das Recht, sein eigener Herr zu sein.

Niccolo schlich langsam hinter der wattigen Erhebung entlang. Die sechs Aetherpumpen waren in einem weiten Kreis angeordnet, zweihundert Schritt im Durchmesser. Die Menschen wanderten jetzt von einer Pumpe zur anderen, betasteten ihre metallenen Fundamente und legten die Ohren daran, um ins Innere zu horchen. Andere starrten angestrengt zu den fernen Spitzen empor, folgten mit Blicken dem Verlauf der dünnen Eisenfühler, deren Enden sich irgendwo in den Weiten des Himmels verloren. Zu weit oben für das menschliche Auge. Hoch genug, um die Regionen des Aethers zu erreichen, die *jenseits* des Himmels lagen.

Sechs Männer und eine Frau, zählte Niccolo. Nein, keine Frau, verbesserte er sich gleich darauf – ein Mädchen, nicht älter als er selbst.

Alessia de Medici schritt an der Seite ihres Vaters, des Herzogs Jacopo, und in ihrem Gefolge hasteten die Wür-

denträger des Rates von einer Pumpe zur nächsten. Odantonio Carpi, der Schattendeuter, der aus den Wolken Schatten am Boden die Zukunft las. Federico da Montefeltro, der oberste der Zeitwindpriester. Tommaso Mantua, der höchste Ordnungswächter der Insel. Lorenzo Girolami, der Richter. Und natürlich Sandro Mirandola, kein Edler wie die anderen, sondern der Verantwortliche für die Aetherpumpen. Erstaunlicherweise war er es, der die meiste Zeit über redete, und selbst aus der Ferne konnte Niccolo sehen, dass ihn irgendetwas beunruhigte.

Tatsächlich schienen sie alle sich Sorgen zu machen, sogar Alessia, diese Ausgeburt von Arroganz und Selbstherrlichkeit. Niccolo konnte sie nicht ausstehen. *Niemand* konnte sie ausstehen, vermutlich nicht einmal ihr Vater. Nun, er vielleicht ein wenig.

Niccolo fragte sich, was diese sieben in solche Aufregung versetzt hatte. Aus dem Inneren der Pumpen ertönte dasselbe rhythmische Stampfen wie eh und je, seit zweieinhalb Jahrhunderten. Nichts erschien ihm auffällig oder besorgniserregend. Vielleicht konnte er sich unbemerkt noch näher heranschleichen, um zu hören, worüber sie sprachen.